

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 1 (1906-1907)
Heft: 8

Artikel: Unterwegs
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

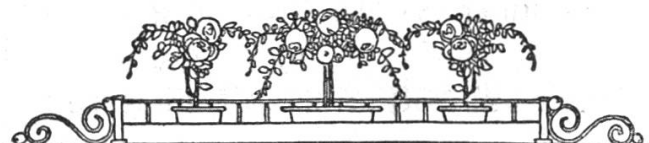
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir danken Ihnen dafür, hochverehrter Meister, wie für alles, was Sie zur Freude der Menschen und zum Stolz Ihres Vaterlandes hervorgebracht haben.

Möge dem mit so reichen Früchten gesegneten Herbst Ihres Lebens noch lange eine freundliche Sonne leuchten!"

Das gleiche Schreiben dürfte man schon heute auch an Spitteler senden, dessen Persönlichkeit wieder einmal beweist, daß zu einem wahrhaft großen Künstler auch ein wahrhaft großer Mensch gehört.

J. D. Schmid.



Unterwegs.

Ein Reisefragment.

Berfaserte Wolkenbänder trieben am verstürmten Himmel, grau und lila, und ein heftiger Wind empfing mich, als ich am Vormittag nicht zu früh meine Weiterreise antrat. Bald war ich oben auf dem Hügelfamm und sah das Städtchen, das Schloß, die Kirche und den kleinen Bootshafen wieder eng und spielzeughaft am Gestade unter mir liegen. Schnurrige Geschichten aus den Zeiten meines früheren Hierwohnens fielen mir ein und machten mich lachen. Das konnte ich brauchen, denn je näher ich dem Ziel meiner Wanderungen rückte, desto befangener und schwüler wurde mir, ohne daß ich es mir gestehen mochte, ums Herz.

Das Gehen in der kühlen saulenden Luft tat mir wohl. Ich hörte dem ungestümen Winde zu und sah im Vorwärtsschreiten auf dem Gratsteig mit aufregender Wonne die Landschaft weiter und gewaltiger werden. Von Nordost her hellte der Himmel auf, dort hinüber ward die Aussicht frei und zeigte lange, bläuliche Gebirgszüge in großartiger Ordnung aufgebaut.

Der Wind nahm zu, je höher ich kam. Er sang herbstlich toll mit Stöhnen und mit Lachen, fabelhafte Leidenschaften andeutend, neben welchen unsere nur Kindereien wären. Er schrie mir nie gehörte urweltliche Namen ins Ohr, wie Namen alter Götter. Er strich über den ganzen Himmel hinweg die irrenden Wolfentrümmer zu parallelen

Streifen aus, in deren gleicher Linie etwas widerwillig Gebändigtes lag, und unter welchen die Berge sich zu bücken schienen.

Dem Brausen der Lüfte und dem Anblick der weiten Bergländer wich die leise Befangenheit und Bänglichkeit meiner Seele. Daß ich einem Wiedersehen mit meiner Jugendzeit und einem Kreise noch ungewisser Erregungen entgegenging, war nicht mehr so wichtig und beherrschend, seit Weg und Wetter mir lebendig geworden waren.

Bald nach Mittag stand ich ausruhend auf dem höchsten Punkte des Höhenweges und mein bestürzter Blick flog suchend über das ungeheuer ausgebreitete Land hinweg. Grüne Berge standen da und weiter entfernt blaue Waldberge und gelbe Felsberge, tausendfach gefaltete Hügelgelände, dahinter jähe Steinzacken und milde, bleiche Schneepyramiden. Zu Füßen in seiner ganzen Fläche der große See, meerblau mit weißen Wellenschäumen, zwei vereinzelte flüchtige Segel darauf, an den grün und braunen Ufern lodernd gelbe Weinberge, farbige Wälder, blanke Landstraßen, Bauerndörfer in Obstbäumen, fahlere Fischerdörfer, hell und dunkel getürmte Städte. Über alles weg bräunliche Sturmwolken segend, dazwischen Stücke eines merkwürdig tiefklaren, grünblau und opalfarben durchleuchteten Himmels, Sonnenstrahlen fächerförmig aufs wehende Gewölk gemalt. Alles in Bewegung, auch die Bergreihen gleichsam hinflutend und die ungleich beleuchteten Alpengipfel jäh, unstät und springend.

Mit dem Sturm und Wolkentreiben flog auch mein Fühlen und Begehren ungestüm und fiebernd über die Weite, ferne Schneezacken umarmend und flüchtig in hellgrünen Seebuchten rastend. Alte betörende Wandergefühle liefen wechselnd und farbig wie Wolkenschatten über meine Seele, Empfindung der Trauer über Versäumtes, Kürze des Lebens und Fülle der Welt, Heimatlosigkeit und Heimatsuchen, wechselnd mit einem hinströmenden Gefühl der völligen Loslösung von Raum und Zeit.

Langsam verrannen die Wogen, sangen und schäumten nicht mehr, und mein Herz wurde still und ruhte unbewegt wie ein Vogel in großen Höhen.

Da sah ich mit Lächeln und wiederkehrender Wärme Straßen, Waldkuppen und Kirchtürme der vertrauten Nähe; das Land meiner schönen Jünglingsjahre blickte mich unverändert mit den alten Augen an. Wie ein Soldat auf seiner Landkarte den Feldzug von damals aufsucht und überliest, las ich in der herbstfarbenen Landschaft die Geschichte vieler wundervoller Torheiten und die schon fast zur Sage verklärte Geschichte meiner Jugendliebe.

*

*

*

In einem ruhigen Winkel, wo mir ein Felsen den Sturm abhielt, aß ich mein Brot und meine Wurst. Nach ein paar Stunden Bergaufmarsch bei starkem Wind der erste Biß in ein Stück Brot, — das ist eine Lust, die noch das ganze durchdringend Köstliche der echten Knabenfreuden hat.

Morgen werde ich an der Stelle im Buchenwald vorüberkommen, an der ich damals den ersten Kuß von Julie bekam, auf einem Ausflug des Bürgervereins Konfordia, in den ich ihretwegen eingetreten war. Am Tag nach jenem Ausflug trat ich wieder aus.

Und übermorgen vielleicht, wenn es glückt, werde ich Julie wiedersehen. Sie hat einen wohlhabenden Kaufmann geheiratet, und sie soll drei Kinder haben, von denen das zweite ihr auffallend gleicht. Mehr weiß ich nicht von ihr.

Aber ich weiß noch genau, wie ich ihr ein Jahr nach meiner Abreise aus der Fremde schrieb, daß ich keine Aussicht auf Stellung und Geldverdienst habe und daß sie nicht auf mich warten möge. Sie schrieb zurück, ich solle mir und ihr das Herz nicht schwer machen; sie werde da sein, wenn ich wiederkäme, sei es bald oder spät. Und ein halbes Jahr später schrieb sie doch wieder und bat sich frei, und im Leid und Zorn der ersten Stunde schrieb ich nicht, sondern telegraphierte ihr für mein letztes Geld vier oder fünf kühle Worte. Die gingen übers Meer und waren nicht zu widerrufen.

Es geht so närrisch im Leben zu! War es Zufall oder Schicksals-hohn oder kam es vom Eifer der Verzweiflung — kaum lag das Liebesglück in Scherben, da kam Erfolg und Gewinn und Geld wie hergezaubert. Das Schicksal hat Mucken, dachte ich grimmig und vertrank mit zwei Kameraden in drei Tagen und Nächten eine Brusttasche voll Banknoten.

Doch dachte ich lieber daran nicht, sondern an die frühere Zeit, an Julies Gesicht, das schmale feine Gesicht mit den noblen Brauen und großen dunklen Augen. Und an den Tag im Buchenwald, wie sie langsam und widerstrebend mir nachgab, und dann bei meinen Küßen zitterte und endlich wieder küßte und ganz leise wie aus einem Traum hervor lächelte, während ihr noch Tränen an den Wimpern hingen. Vergangene Dinge! Pfeifend stand ich endlich auf und ging weiter.

*

*

*

Als die Straße jenseits vom Hügelskamm abwärts führte, und ich genötigt war, vom Anblick der großen Seeweite Abschied zu nehmen, da lag eben die Sonne, schon dem Untergehen nahe, im Kampf mit trüben gelben Wolkenmassen, die sie langsam verschleierten und verschlangen. Ich hielt inne und schaute rastend den fabelhaften Vorgängen am Himmel zu.

Hellgelbe Lichtbündel strahlten vom Rande einer schweren Wolkenbank fächerförmig in die Höhe und gegen Osten. Rasch entzündete sich der ganze Himmel gelbroth, glühend purpurne Streifen durchschnitten den Raum, zur gleichen Zeit wurden alle Berge dunkelblau, an den Seeufern brannte das rötlich welke Ried wie Haidefeuer. Dann verschwand alles Gelb und das Licht wurde warm und milde, spielte paradiesisch um traumzarte, hingehauchte Schleierwölkchen und lief in tausend feinen Adern rosenrot durch mattgraue Nebelwände, deren Grau sich langsam mit dem Rot zu einem unsäglich schönen Lilaton vermischte. Der See wurde tiefblau und nahezu schwarz, die Untiefen in der Nähe der Ufer waren hellgrün und hatten scharfe Ränder.

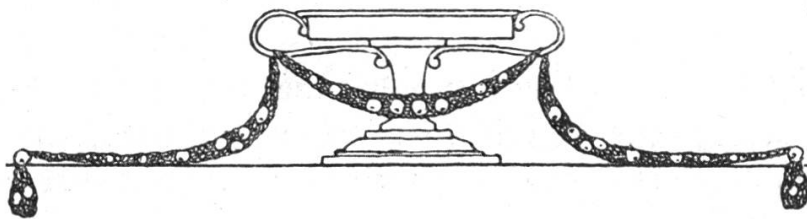
Als der fast schmerzlich schöne Farbenkampf erlosch, dessen Feuer und rapide Flüchtigkeit an großen Horizonten immer etwas hinreißend Kühnes hat, wandte ich mich landeinwärts und blickte erstaunt in eine schon völlig abendklare, gefühlte Talerlandschaft. Unter einem großen Rußbaum trat ich auf eine bei der Ernte vergessene Frucht, die hob ich auf und schälte mir die frische, lichtbraune, feuchte Ruß heraus. Und als ich sie zerbiß und den scharfen Geruch und Geschmack verspürte, überraschte mich unversehens eine Erinnerung. Wie von einem Stück Spiegelglas ein Lichtstrahl aus der Helle in einen dunklen Raum geworfen wird, so blitzt oft mitten im Gegenwärtigen, durch eine Nichtigkeit entzündet, ein vergessenes, längst gewesenes Stückchen Leben auf, erschreckend und unheimlich.

Das Erlebnis, an das ich in jenem Augenblick nach vielleicht zwölf oder mehr Jahren zum ersten Male wieder dachte, war mir ebenso peinlich wie teuer. Als ich mit etwa fünfzehn Jahren auswärts in einem Gymnasium war, besuchte mich eines Tages im Herbst meine Mutter. Ich hielt mich sehr kühl und stolz, wie es mein Gymnasiastenhochmut forderte, und tat ihr mit hundert dummen Kleinigkeiten weh. Anderen Tages reiste sie wieder ab, kam aber vorher noch ans Schulhaus und wartete unsere Morgenpause ab. Als wir lärmend aus den Klassenzimmern hervorbrachen, stand sie bescheiden und lächelnd draußen und ihre schönen und gütigen Augen lachten mir schon von weitem entgegen. Mich aber genierte die Gegenwart meiner Herren Mitschüler, darum ging ich ihr nur langsam entgegen, nickte ihr leichthin zu und trat so auf, daß sie ihre Absicht, mir einen Abschiedsruß zu geben, aufgeben mußte. Betrübt, aber tapfer lächelte sie mich an, und plötzlich lief sie schnell über die Straße zum Stand eines Früchtehändlers, kaufte ein Pfund Nüsse und gab mir die Düte in die Hand. Dann ging sie fort zur Eisenbahn, und ich sah sie mit ihrer kleinen altmodischen Ledertasche um die Straßenecke verschwinden. Kaum war sie mir aus den Augen, so tat mir alles bitter leid, und ich hätte ihr meine törichte

Bubenroheit unter Tränen abbitten mögen. Da kam einer meiner Kameraden vorbei, mein Haupttrivale in Angelegenheiten des *savoir vivre*. „Bonbons von Mamachen?“ fragte er mit boshaftem Lächeln. Ich, sofort wieder stolz, bot ihm die Düte an, und da er nicht annahm, verteilte ich alle meine Nüsse, ohne eine einzige für mich zu behalten, an die Kleinen von der vierten Klasse.

Jornig biß ich auf meine Nuß, warf die Schalen in das schwarze Laub, das den Boden dicht bedeckte, und wanderte auf der bequemen Straße unter einem grünblau und goldig verhauchenden Späthimmel hin zu Tal, und bald darauf an herbstgelben Birken und fröhlichen Vogelbeerbüschen vorbei in die bläuliche Dämmerung junger Tannenstände, und dann in die tiefen Schatten eines hohen Buchenwaldes hinein.

Hermann Hesse.



Die Kunst, sich wegzudenken.

Eine kleine Rede über eine große Sache von Oskar Fäßler.



Angesichts der wahrhaft demokratisch gleichförmigen Unmöglichkeit, die Welt auf die Dauer mit seiner Anwesenheit zu beehren, kann der Gedanke an den Tod von niemandem völlig von der Hand gewiesen werden. Nicht daß die Tatsache des Todes darauf angewiesen wäre: in keinem Fall versagt die uralte vollbewährte Praxis, daß immer und lückenlos ganz einfach einer dem andern nachstirbt. Aber was die Menschheit ist, das will dazu seine Gespinnste, seine Theorien haben. Und uns will scheinen, daß ihr Todesdenken sich leidig entwickelt habe, in dem Sinne nämlich, daß über den Nebelgemälden einer Nachexistenz das Elementarste zu kurz kommt: die Schulung und Übung im ganz gewöhnlichen, schlichten, anspruchslosen, bescheidenen, mit keinen weiteren Träumen belasteten, simplen Sichwegdenken. Darin, in diesem Grundvermögen, ermangeln wir zumeist bedauerlich der Geläufigkeit, die uns doch so not täte und uns, richtig besessen, fein gemeistert, so erlesene Erholung des ganzen Menschen be-